

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Bilderbuch für Kinder, enthaltend: eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, ...**

alle nach den besten Originalien gewählt, gestochen, und mit einer kurzen  
sowohl, als auch erweiterten wissenschaftlichen, und den  
Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet

**Bertuch, Friedrich Justin**

**Rumburg, [1807?]**

[Vierfüßige Thiere]

[urn:nbn:de:bsz:31-263159](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-263159)

ak

3



1 А2А Е 32А0, КК,  
3, А



2



5



6



4



## Verschiedene Arten Bären.

### Der Landbär.

Nro. 1. Der braune. Nro. 2. Der schwarze.

Der Landbär gehört unter die Raubthiere. Der schwarze, welcher an  $5\frac{1}{2}$  Fuß lang ist, findet sich nur in den nördlichen kalten Ländern von Europa und Asien, deren große waldige Einsden er bewohnt; der braune hingegen, welcher kleiner und höchstens 4 Fuß lang ist, findet sich allenthalben, sowohl in kalten als warmen Ländern, sonderlich in Rußland, Pohlen, Ungarn in den Alpen und Pyrenäen. In Deutschland aber gibt es jetzt keine mehr. Der schwarze Bär nährt sich von allerlei Wurzelwerk, Beeren, wildem Obste, Honig, reifem Getreide, und selten von Fleischwerke; der braune hingegen vornehmlich vom Fleische allerlei großer Thiere, und ist daher den Pferden, dem Kind- und Schaafviehe, und Rothwildpret sehr gefährlich. Was ist gleichfalls eine Nahrung für ihn. Er schlägt seinen Raub mit den Zähnen nieder, die vorzüglich seine Waffen sind, und mit welchen er sich, auf den Hinterbeinen stehend, wehrt, und saugt alsdann zuerst das Blut aus. Er kann schlecht laufen, aber sehr gut auf den Bäumen klettern. Im Winter macht er sich in Höhlen, oder unter Baumwurzeln ein Lager, in welchem er 5 bis 6 Monate ruhig und ohne Nahrung liegt, und zum Zeitvertreib an den Zähnen saugt. Die Bärinn bringt 1 bis 2 Junge; allein daß sie dieselben erst als rohe Fleischklumpen gebähre, und ihnen erst durch ihr Lecken Form und Gestalt gebe, ist eine Fabel. Man fängt und erlegt den Bären seiner Haut wegen, die als ein grobes Pelzwerk zu vielerlei gebraucht wird, und eine gute Handelswaare ist.

### Nro. 3. Der Eisbär.

Der Eisbär wohnt nur um den nördlichen Polarzirkel in Grönland, Spitzbergen, Novaja-Semlja und auf den Inseln des Eismers. Er ist ganz weiß, 8 bis 12 Fuß lang und ein sehr gefräßiges, fürchterliches Raubthier. Er nährt sich von Fischen, Robben, Wallrossen, Wallfischen, wenn sie noch jung oder todt sind, gräbt Leichen aus, fällt Menschen an und kehrt sich an ihre überlegene Anzahl nicht. Auf abgerissenen Eisschollen macht er Reisen über ganze Meere, und kann sehr gut schwimmen. Im Winter vergräbt er sich im Schnee. Man schießt ihn seines Felles wegen.

### Nro. 4. Der Stupp oder Waschbär.

Der Stupp wohnt in Nordamerika, in Jamaika und in den Antillen, meist in hohlen Bäumen. Er ist beinahe 2 Fuß lang, nährt sich von Mais, Zuckerrohr, Kastanien und ist kein Raubthier. Er wird leicht zahm und in den Häusern gehalten. Weil er seine Speisen

und glatte Sachen gern im Wasser wäscht, so heißt er davon der Wasehbär. Sein Fell ist ein mittelmäßiges Pelzwerk, das häufig nach Europa kommt, und woraus meistens Mütze gemacht werden.

Nro. 5. Der Dachß.

Der Dachß gehört gleichfalls zu den Bärenarten. Er ist etwa 2 Fuß lang und in ganz Europa und Asien bis hinauf zum 60sten Grade zu Hause. Er lebt einsam in unterirdischen Höhlen, die er sich in Wäldern gräbt; aus diesen geht er nur des Nachts heraus, und nährt sich dann von Wurzeln, Eicheln, Obste, Fröschen, Käfern, Vögeleiern und jungen Vögeln. Im Herbst wird er sehr fett, legt sich dann in seine Höhle, wo er den Winter über liegen bleibt, und sich sein eignes Fett aussaugt, so daß er im Frühjahr ganz mager ist. Sein Fleisch ist nicht esbar; sein Fett wird in den Apotheken und sein Fell zu Jagdtaschen und Ranzen gebraucht.

Nro. 6. Der Vielstraß.

Der Vielstraß ist ungefähr 2 Fuß lang, wohnt in Norwegen, Schweden Lappland und Sibirien, und gehört auch zu den Bären. Er nährt sich von dem frischen Fleische und Nase der Elenne, Rennthiere, Haafen, Mäusen und Beeren. Er ist sehr gefräßig, und hat davon den Namen. Sein Balg ist sehr schön von Haaren und ein kostbares Pelzwerk.

## D e r L a n d b ä r .

(*Ursus arctos.*)

Die Landbäre sind sich an Größe und Farbe nicht alle gleich, ob sie gleich sonst fast alles übrige und die wesentlichen Merkmale mit einander gemein haben.

Der größte Landbär erreicht etwa eine Länge von etwas mehr als 6 Fuß. Sein Haar ist zottig, wollig und an vielen Stellen, z. B. am Bauche und hinten an den Beinen länger als an andern Theilen des Körpers. Die braunen sind die größten und in unserer Nachbarschaft gemein. Die schwarzen, welche kleiner sind, wohnen mehr in nördlichen Gegenden; doch auch in den rauhen und waldigen Alpengegenden in der Schweiz. Von diesen letzteren gibt es noch verschiedene Spielarten; im kalten Norden auch weißliche, doch selten.

Der Bär hat vortreffliche Sinneswerkzeuge. Sein Geruch scheint den Geruch der Hunde weit zu übertreffen. Auch sein Gesicht ist sehr scharf und sein Gefühl äußerst fein. Seine Gestalt ist plump und ungeschickt, aber dennoch ist er nicht ganz so träge und langsam als er scheint. Er läuft schnell, und steigt behende, wie die Katze, an Bäumen hinauf und wieder herunter; er schwimmt auch gut, obwohl nicht lange. Der Bau seines Skelets, welches viel Ähnliches mit dem menschlichen hat, macht, daß er leicht auf den Hinterbeinen sitzen, und aufrecht stehen und gehen kann.

Er ist — vorzüglich der braune — ein grimmiges und gefräßiges Raubthier, welches aber dennoch nicht leicht Menschen anfällt, wenn es nicht gereizt oder vom Hunger gequält wird. Die Natur hat ihm zwar ein scharfes Gebiß gegeben; allein er bedient sich desselben beym Zerreißen seines Raubes und zu seiner Vertheidigung doch viel seltener als andere Raubthiere. Seine eigentlichen Waffen sind seine Vorderfüße, womit er gewaltig schlägt. Er kann damit Ohrfeigen austheilen, die einen Menschen oder ein Thier so veräuben, daß sie niederstürzen. Durch die kräftigen Schläge mit denselben, oder dadurch, daß er den Feind damit umarmt, tödtet er ihn. Er zerreißt seinen Raub auch fast immer mit den Klauen, wenn er ihn verzehren will.

Die Nahrung der Bären ist verschieden. Der schwarze Bär bedarf ganz anderer als der braune. Dieser ist ein fleischfressendes Raubthier. Er fällt Pferde, Rindvieh, Schafe, Hirsche Rehe und andere Thiere an. Gewöhnlich geht er des Nachts auf Raub aus. Er sucht dem Thiere von hinten beizukommen, springt ihm auf den Rücken, und haut seine Klauen tief in den Nacken ein. Ist das Thier zu mächtig, als daß er es auf der Stelle tödten könnte, so jät er es so lange, bis es abgemattet hinstürzt. Wenn er kein frisches Fleisch haben kann, so nimmt er auch mit Nas vorlieb. Das, was er von seinem Raube nicht verzehren kann, verscharrt er in die Erde. Fleisch ist zwar seine Hauptnahrung; aber er frist auch Honig gern. Hummeln, Bienen, Ameisen, und insonderheit Forellen in den Waldbächen sind Leckerbissen für ihn. Außerdem nimmt er auch allerley Produkte aus dem Pflanzenreiche zu seiner Nahrung; Weintrauben, Kastanien, allerley Beere und dergleichen. Der schwarze Bär, den man auch den Seidelbär nennt, soll fast gar kein Fleisch fressen. Allerley Beeren, als Erdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren, Preiselbeeren, ferner Obst, Weintrauben, Blätter, Knospen, Getreide, und insonderheit Honig machen seine vornehmste Nahrung aus. Du Pratz, in seiner Geschichte von Luistana, sagt, „der schwarze Bär komme im Winter aus Mangel an Nahrung aus den nördlichen Gegenden nach Luistana. Eicheln und Wurzeln und andere Früchte sind seine Nahrung; Honig und Milch seine Leckerbissen. Wenn er von diesen Leckeren etwas antrifft, würde man ihn eher todtschlagen können, als daß er davon wegginge. Ob man gleich sonst die Bären für fleischfressende Thiere hält, so muß ich doch mit allen Einwohnern dieser Provinz und der umliegenden Gegenden versichern, daß der schwarze Bär nichts weniger als fleischbegierig ist. Noch nie haben diese Thiere einen Menschen gefressen, so zahlreich und äußerst hungrig sie auch bisweilen waren. Sie berühren im äußersten Heißhunger nicht einmal das Fleisch in den Schlachtbänken, wenn sie eben dahin gelangen.“ — La Fontaine versichert, daß es in Canada schwarze Bären gebe, welche nie Menschen anfiesen; man müßte denn auf sie schießen. Die braunen hingegen wären dort sehr böshast und fleischgierig.

Die Bären leben beständig einsam, jeder für sich. Zur Zeit der Begattung finden sich Männchen und Weibchen — sie leben in Monogamie — zusammen; aber lange bleiben sie nicht in Gesellschaft. Ganz ausgemacht ist die Zeit ihrer Fortpflanzung noch nicht. Wahrscheinlich begatten sich aber die braunen am Ende des Juni und im Anfange des Juli; die schwarzen etwa im September. In der Jugend bringt ein Weibchen nur 1, wird sie älter, 2 auch 3 Junge. Sie verbirgt dieselben in ihrem Lager, das sie sehr geheim hält. Sechs Monate geht sie trächtig, und eben so lange säugt sie die Jungen. Die Alten glaubten, daß die jungen Bären so groß, wie eine Maus, ganz kahl und ungestaltet wären, und daß erst das Lecken der Mutter ihnen die gehörige Gestalt gäbe u. dgl., welches alles Fabelen ist. Doch haben die Jungen nur etwa die Größe einer großen Katze. So lange sie ihre Jungen säugt, ist sie ein fürchterliches und blutdürstiges Thier, und viel grausamer und wilder als der Bär. Sie kämpft und wüthet für das Leben ihrer Jungen, und scheuet sich vor keiner Gefahr. Wenn sie im Stande sind zu gehen, so führet sie dieselben aus, und läßt sie sich mit Spielen

belustigen. Sie ist immer nahe bey ihnen, und lehrt sie, wenn sich Gefahr nahet, auf Bäume zu flüchten. Wenn die Bärin wieder trüchtig wird, so müssen die Jungen das Lager verlassen, und sich selbst ernähren; doch begleiten sie die Mutter im Sommer wieder. Sie sind im vierten Jahre fähig sich zu begatten, sollen aber bis ins zwanzigste Jahr wachsen. Das höchste Lebensziel des Bären ist ungefähr zwischen 20 bis 25 Jahre. — Will man Bären bändigen, so muß man suchen Junge zu bekommen. Man kann sie mit Brod und mit Wasser, worunter man etwas Honig mischt, bequem aufziehen. Die Polacken und Savoyarden fangen häufig junge Bären, ziehen sie auf, lehren sie allerlei Kunststücke (z. B. Tanzen, Trommeln zc.) und ziehen damit herum, sie für Geld sehen zu lassen.

Das Vaterland der Bären ist sehr ausgebreitet. Er lebt in Europa, Asien, Afrika und Amerika. Nur in den heißen Erdstrichen findet man ihn nicht; doch soll er auch in Ostindien seyn. In den nördlichen Gegenden der Erde, und zwar in Europa, in Pohlen, Litthauen, Rußland, Norwegen, Schweden, auch in der Schweiz, Savoyen zc.; in Asien, vornehmlich in Sibirien, im ganzen nördlichen Amerika ist er häufig. Schemals war er in Frankreich, Deutschland und andern Ländern, wo man ihn jetzt nicht mehr antrifft, ebenfalls gemein. In Deutschland ist er indeß doch noch nicht ganz ausgerottet. In Böhmen, Niederösterreich, Tyrol, Steyermark, Kärnthen zc. wird er noch bisweilen gefunden. Er lebt in einsamen dicken Waldungen. Daß er den Winter über mit Schlafen, oder gar in Erstarrung zubringe, ist falsch. Junge Bären machen sich Wohnungen, alte hingegen bleiben unter freyem Himmel. Beyde bringen, wenn Schnee liegt, die Zeit in ununterbrochener Ruhe zu. Sie nehmen keine Nahrung zu sich, geben auch keinen Unrath von sich, und wenn sie an den Tazen saugen, so geschieht es zum Zeitvertreib. Daß der Bär so lange hungern kann, macht das Fett, welches er im Herbst aufladet. Wenn der Schnee weg ist, kommt auch der Bär hervor, und geht seiner Nahrung wieder nach.

Der Bär wird auf verschiedene Weise gefangen. Man schießt ihn entweder, wenn man ihm bekommen kann, oder man legt auch Selbstschüße. Die erstere Art, sich seiner zu bemächtigen, ist für den Jäger oft mit großer Gefahr verbunden. Es werden auch Heben und Treibjagden angestellt; doch ist auch damit Gefahr verknüpft. Weniger gefährlich ist es, ihn in Gruben oder Fallen zu fangen. Gewöhnlich schlägt man Gruben mit glatt gehobelten Brettern aus, bedeckt dieselben oben mit Reis, und setzt einen Topf mit Honig darauf. Der Bär, welcher den Honig sehr begierig sucht, und von weitem riecht, läßt sich verleiten zu kosten, und fällt in die Grube. Man kann ihn aus derselben vermittelst eines darauf angebrachten Kastens lebendig herausziehen.

In Sibirien fängt man ihn in Schlingen. Diese Schlingen, welche hinlänglich starke Stricke sind, legt man auf Anhöhen hin, wo man weiß, daß der Bär hinkommt. Mehrere derselben sind an einen schweren Klotz befestigt. Hat sich ein Bär gefangen und die Schlinge um den Hals, und merkt er, daß ihn der Klotz im Fortgehen hindert; so packt er ihn

wüthend an, und wirft ihn die Anhöhe hinab. Er wird sodann mit hinunter gerissen, und bricht den Hals.

In Pohlen und Rußland, wo in den Wäldern viele wilde Bienen sind, deren Nestern die Bären so sehr nachstellen, suchen die Bauern den Honig auf folgende Art vor den Bären zu bewahren, die zugleich auf seinen Untergang abzweckt; vor dem Loche des Baums, worin die Bienen wohnen, hängen sie einen hinlänglich großen Klotz, der sich frey an einem Strick bewegt, welcher an einem oben überstehenden Zweige angebunden ist. Dabey lassen sie denn eine kleine Oeffnung, die den Bienen zum Flugloche dient. Wenn der Bär die Bienen wittert, begibt er sich auf den Baum, stößt den vor dem Loche hängenden Klotz mit der Tazze weg, und steckt die Schnauze ins Loch. Der Klotz gibt ihm in demselben Augenblick im Zurückfallen einen Stoß, der den Bär entrüstet. Aus Verdruß stößt er den Klotz mit größerer Kraft weg, und mit verhältnißmäßig stärkerer Gewalt fällt dieser zurück, und gibt dem Bären wieder einen derben Stoß. Wüthend schlägt ihn dieser nochmals mit der Tazze zurück, bekommt aber dafür auch entweder schon diesmal, oder wenn das lächerliche Spiel noch weiter getrieben wird, zuletzt einen so heftigen Stoß vom Klotze, daß ihm der Kopf saust. Tausend stürzt der Bär herunter, und fällt unten auf spitze aus der Erde hervorstehende Pfähle, worauf er sich fest spießt. Hier erwartet er brummend seine Erlösung, die ihm denn auch zu Theil wird, wenn der Bauer kommt, und ihm mit einer Kugel das Leben nimmt.

Die Kamtschadalen fangen ihn so: Sie schlagen in ein starkes Brett eine Menge mit Widerhacken versehener Stifte, und legen es dem Bären in den Weg, daß er darauf treten muß. Ist er auch nur mit einem Fuße darauf getreten, so wird er gefangen; denn indem er sich bemüht, den einen Fuß aus dem Hacken los zu machen, bleibt er mit den übrigen hängen, und sitzt am Brett wie angenagelt.

Die Tartarn im Uralgebirge hängen wagrecht an Stricken ein Brett dicht vor einem Bienenloche auf, und befestigen dasselbe an dem Loche mit einem Stricke von Baumbast oder Weiden. Die Stricke, an welchen das Brett fest gemacht ist, laufen oben zusammen, und sind an einem über dem Loche befindlichen Zweige angebunden. Wenn der Bär den Honig kosten will, so findet er am Loche zugleich einen bequemen Sitz. Er benützt diese Bequemlichkeit, setzt sich auf das Brett, und bindet, um zu dem Loche kommen zu können, den Baststrick los, der das Brett am Loche festhält: sogleich schnellt der Sitz ab, und der Bär hängt nun mit dem Brette in der Luft, und schwebt hin und her. Jetzt muß er entweder einen gefährlichen Sprung machen, wobey er sich unfehlbar auf unten eingesteckte Pfähle spießen würde, oder er muß sitzen bleiben und seinen Tod erwarten.

Sonst fängt man ihn auch dadurch, daß man Branntwein unter den Honig in die Baumlöcher gießt. So wie er von dieser Mischung nascht, wird er trunken, und dann kann man ihn leicht durch einen Schlag auf seinen so empfindlichen Kopf tödten.

Das Bärenfleisch wird häufig gegessen. Von alten Bären ist es freilich grob, und überdies noch mit einem ölichten Wesen durchzogen, wovon es einen unangenehmen Geschmack erhält. Im nördlichen Schweden wird es in Essig eingeweicht, und dann weiter zubereitet. Junge Bären werden überall gegessen; in der Schweiz, in Pohlen, Rußland &c. In China gehört das Bärenfleisch zu den Delikatessen. In Canada werden die Bären in Ställen gemästet, und dann geschlachtet. Dasselbst essen auch die Europäer den Bärenbraten gern. Die Bärenzagen hält man für besondere Leckerbissen, und noch jetzt kommen sie auf fürstliche Tafeln in Deutschland. Das Fett wird von vielen Nationen statt Baumöl gebraucht. Aus den Gedärmen machen die Kosaken Fenster. Die Bärenhaut thut den Bewohnern der nördlichen Erde vortreffliche Dienste. Sie wird zu Decken, Mäusen, Müssen und andern Kleidungsstücken benutzt.

---

## D e r E i s b ä r .

(*Ursus maritimus.*)

Die Größe, die Farbe, die Gestalt und Lebensart scheinen den Eis- oder Polarbären hinlänglich von dem Landbären zu unterscheiden, so daß man ihn allerdings für eine besondere Gattung halten muß. Es gibt zwar bisweilen unter den Landbären ganz weiße; aber sie sind viel kleiner, und überhaupt in vielen Stücken von diesem unterschieden. Der Eisbär erreicht eine Länge von 8, 10 bis 12 Fuß. Sein Kopf, der einem Hundskopfe gleicht, ist länger als beim Landbären, eben so der Hals; der Schwanz hingegen ist viel kürzer. Auch hat der Eisbär eine breitere Schnauze, größere Nasenlöcher und einen gewölbtern Schädel. Das Thier kann an tausend Pfund und drüber wiegen. Die Farbe des Haares ist milchweiß; bei einigen fällt sie ins Gelbliche. Das lange und weiche Haar ähnelt der Wolle. Der Hirnschädel, welcher bey dem Landbären nicht stark und fest ist, soll bey dem Eisbären fester seyn als bey einem Ochsen. Reisende schlugen ihn mit Keulen so heftig auf denselben, daß ein Ochse gewiß dadurch würde getödtet worden seyn; allein der Eisbär fiel nicht davon; man mußte ihn mit Lanzen todt stechen.

Die Reisenden sind in der Beschreibung seines Naturells nicht recht einig; einige geben ihn für sehr grausam und wild aus; andere sagen, er sey nicht viel gefährlicher als der Landbär. Die Wahrheit liegt meistens mitten inne. Beyde Theile können Recht haben. Zur Zeit des Mangels, also vorzüglich in den furchtbaren Wintern der Heimath des Polarbären, wo ihn der Hunger quält, muß er freylich ein höchst fürchterliches Geschöpf seyn. Um diese Zeit fällt er Menschen und alle lebendige Geschöpfe wüthend an. Seine Nahrung besteht

sonst gewöhnlich in Fischen und andern Seethieren. Gefrorne Fische, Seevögel, todte und lebendige Seehunde, junge Wallrosse und dergleichen frist er gern. Hauptsächlich stillt er seinen Appetit mit todten Wallfischen, die etwa das Meer auswirft. Im Herbst, wo diese Nahrungsmittel nicht selten sind, und er beständig Fraß findet, fällt er keinen Menschen an, wenn man ihn gehen läßt; ja er thut nicht einmal den übrigen Landthieren um diese Zeit etwas zu Leide. Im Winter aber treibt ihn der Hunger zu Grausamkeiten. Er gräbt also dann sogar Leichen aus, und frist sie. Auch im Frühjahr, wo es ebenfalls noch nicht viel Fraß für ihn gibt, ist er Menschen und Thieren gefährlich. Er greift oft die Wallfischfänger an, und kehrt sich an ihr Schießgewehr nicht. Wenn ihn recht sehr hungert, frist er sogar seines Gleichen.

Die Eisbären halten sich meistens an den Seeküsten auf, und treiben da ihren Fang. Nach jungen Wallfischen sind sie sehr lüstern; allein dies bekommt ihnen öfters sehr übel, denn die alten Wallfische tödten sie mit ihrem ungeheuern Schwanz. Eben so sollen sie oft von den Wallrossen, deren Junge sie gleichfalls gern rauben, sehr unsanft zurück gewiesen werden.

Ob sie gleich meistens am Wasser und häufig in demselben leben, so sind sie doch nichts weniger als Wasserthiere, wie etwa die Robben, sondern sie sind wirkliche Landthiere. Sie schwimmen sehr gut, tauchen auch ziemlich gut unter, aber nur auf einige Augenblicke. Wenn man sie mit Schaluppen auf dem Wasser verfolgt, so tauchen sie oft unter, und gehen eine Strecke unter Wasser fort, kommen aber bald wieder an die Oberfläche. Man sah sie schon über eine Meile weit ins offene Meer hinein schwimmen. Auf dem Wasser lassen sie sich leicht tödten; sie können sich da nicht so behelfen, und fürchten auch zu ersaufen. Im Winter setzen sie sich auf das Eis, und warten ihren Raub ab. Hier halten sie sich meistens sehr lange auf, und wenn im Frühjahr das Eis bricht, und fortgetrieben wird, so sitzen sie oft auf Eisschollen, und machen auf denselben weite Reisen in entfernte Gegenden. Viele, die ganz von den Küsten weggetrieben werden, finden im Meere ihren Tod; manche kommen indes auch, obgleich ganz abgezehrt, glücklich an den norwegischen und isländischen Küsten an. Sie sind aber auch alsdann so wüthend vom Hunger, daß sie alles ohne Unterschied anfallen, was ihnen nur ausstößt.

Die Einwohner von Norwegen und Island sind wegen der Verheerungen, die sie anrichten, um diese Zeit sehr auf ihrer Hut. Sie stellen ihnen eifrig nach, und erlegen sie. In Island wissen die Leute, welche etwa unvermüthet von diesen Thieren überrascht werden, sich dadurch aus der Gefahr zu ziehen, daß sie ihm, während er sie verfolgt, einen Handschuh oder sonst etwas hinwerfen. Der Bär untersucht alles genau, was man ihm hinwirft, und verweilt sich dabey so lange, daß man Zeit hat zu entfliehen. Er soll übrigens ziemlich schnell laufen.

Das Weibchen des Eisbären verbirgt sich im Winter unter dem Schnee in Wäldern, und bringt zwey Junge auf einmal. Im März begibt sie sich nach dem Strande, und sucht den Gatten auf, der sich den Winter über auf dem Eise herumgetrieben hat.

Der Eisbär hält sich nur allein in den nördlichsten Polargegenden auf. In Grönland, Spitzbergen, Nova Semlja ist er häufig. Die Grönländer essen sein Fleisch gern. Sie hehen ihn mit Hunden, und tödten ihn mit Lanzen und Harpunen. Wenn er liegt, und sein Fell folglich schlaff ist, so achtet er einige Flintenkugeln nicht; schießt man ihn aber stehend, wo die Haut gespannt ist, so empfindet er es, und verfolgt wüthend den Feind. Die Grönländer, die ihn nicht mit Flinten schießen, sondern auf die eben erwähnte Weise erlegen, büßen oft ihr Leben dabey ein.

Das Thier hat viel Thran bey sich, und nach Einigen soll auch sein Fleisch thranicht schmecken. Cook aber, der einen von den Esquimos verfolgten Eisbär erlegte, von welchem er die Haut und einen Schinken bekam, versichert, daß es nicht im mindesten fischicht oder thranicht geschmeckt habe, sondern gebraten recht gut gewesen sey. Das Fell gibt ein vorzügliches Pelzwerk.

## D e r W a s c h b ä r .

(*Meles lotor.*)

Dieses Thier hat viele Aehnlichkeit mit dem Bären, weswegen es auch viele Naturforscher, z. B. selbst Linné, zu dem Bärengeschlechte rechnen. Herr Prof. Blumenbach hat es aber, so wie die beiden folgenden Thiere in ein besonderes Geschlecht gebracht, da sie in vielen wesentlichen Stücken von dem Bären verschieden sind. Er hat die Größe eines kleinen Dachses. Gewöhnlich mißt er vom Kopfe bis zum Schwanz 2 Fuß, und 1 Fuß beträgt die Länge des Schwanzes. Er hat einen kurzen dicken Leib; ein weiches, langes, dichtes, an der Spitze schwärzliches, unten graues Haar. Die Schnauze ist zugespitzt, die Zähne sind Hundezähne, und über den Augen befindet sich ein schwarzer Querstreif. Der Schwanz ist durch lange schwarze Haare abwechselnd geringelt. Die fünfzehigen Füße sind mit spitzigen Klauen bewaffnet. Er bedient sich der Vorderpfoten, um damit seine Nahrung nach dem Mause zu bringen. Wenn er ein Stück Fraß zwischen den beiden Vorderpfoten gefaßt hat, so reibt er es zwischen den Sehnen, und ist Wasser in der Nähe, so taucht er es, ohne es loszulassen, sehr oft unter, und reibt es, gleichsam als wenn er es abwaschen wollte. Dieser Umstand hat zu der Benennung Waschbär Anlaß gegeben.

Obgleich sein Körper eben nicht geschickt gebaut zu seyn scheint, so ist er doch in seinen Bewegungen ziemlich behende. Mit den scharfen Klauen besteigt er die Bäume sehr leicht, und läuft auf dünnen Zweigen. Sein Gang ist ein beständiges Hüpfen, das immer, seitwärts geht. Sein Geruch ist außerordentlich fein; schwächer sein Gehör. Einer, der in Paris lebendig gehalten wurde, schlief von 12 Uhr Nachts bis 12 Uhr am Tage, folglich in derselben Zeit, wo es in seinem Vaterlande Nacht ist. Er ließ sich also durch die Sonne kein Gesetz vorschreiben, sondern blieb bei seiner alten Gewohnheit. Er wärmte sich gern an der Sonne, und in der Kälte wickelte er sich zusammen, und steckte den Kopf unter die Brust, um sich den Bauch durch den Odem zu erwärmen.

In seinem Vaterlande — es ist das nördlichste Amerika — klettert er auf die Bäume, um Vögel und ihre Eier aufzusuchen. Diese scheinen oft seine liebste Nahrung zu seyn. Legte man dem vorher erwähnten Eier hin, so nahm er sie hurtig in die Pfote, rollte sie herum, machte ein Loch hinein, und soff sie aus. Kamen Hühner ihm nahe genug, daß er sie greifen konnte, so zerbiß er ihren Kopf, und sog das Blut aus; das Fleisch schien ihm eben nicht so zu schmecken. Uebrigens fraß er alles, was ihm vorkam; Brod, Fleisch, Brey, Suppen, Kuchen, Zucker, Eier, Mandeln, Rosinen, Erdbeeren, Obst &c. waren seine Leckerbissen. Fische und alles Saure verwarf er.

Er war sehr eigensinnig, und ließ sich nicht durch Schläge, sondern eher durch Güte bewegen. Wollte man ihn aufheben, so sträubte er sich sehr und murrte. Hatte er einen Raub gefast, so ließ er ihn nicht anders los, als bis man ihm Schweinsborsten vorhielt. Vor diesen hatte er eine große Furcht. Linné meint daher, daß er in Amerika von Schweinen verfolgt werde.

Das Thier wird des Felles wegen gefangen. Dieses wird in Menge nach Europa gebracht, und von den Kürschnern verarbeitet. Doch ist man auch in Amerika das Fleisch.

## D e r D a ch s.

(Meles taxus.)

Auch dieses bei uns einheimische Thier hat in einigen Stücken Aehnlichkeit mit dem Bären. Es wird über 2 Fuß lang. Sein Kopf ist fast dreieckig, und läuft in eine dünne Schnauze aus. Nach hinten zu wird der Leib immer dicker; der Schwanz ist sehr kurz und dick. Die Beine sind an sich kurz, und werden noch dazu durch die langen Haare größtentheils bes

deckt, so daß der Bauch auf der Erde zu schleppen scheint. Die Vorderpfoten haben lange Nägel, und werden dadurch zum Graben geschickt. Das Fell des Dachses ist stark und mit fettigen Haaren besetzt; sie sind von weißgrauer Farbe mit Schwarz gemischt. An beiden Seiten der Schnauze fängt sich hinter der Nase ein breiter schwarzer Streif an, welcher über Augen und Ohren hinwegläuft, und am Halse sich verliert. Kinn, Kehle, Brust, Bauch und Füße sind schwarz. Dicht über dem After befindet sich ein Beutel, der mit einer weißlichen schmierigen Feuchtigkeit angefüllt ist, welche einen übeln Geruch gibt.

Es ist ein sehr träges Thier, und läuft gar nicht schnell. Es geht nur des Nachts aus, um sich seine Nahrung zu suchen. Diese besteht in allerley kleinen Thieren, z. B. in jungen Hasen, Kaninchen, Vögeln, Fröschen, Schlangen, Eidechsen, allerley Insekten, Würmern, ingleichen auch in Wurzeln, Eicheln, Buchnüssen &c.

Die Dachse graben sich mit ihren Vorderfüßen Löcher in die Erde, und zwar in den Wäldern. Sie machen einen Kessel, der bis 5 Fuß tief unter der Erde ist, und zwei Eingänge hat, welche etwa dreißig Schritt von einander entfernt sind. Den Kessel, ihre eigentliche Wohnung, füttern sie aus mit Grase, weichem Moose und dergleichen. Diese Wohnung hält der Dachs reinlich, ob er gleich übrigens selbst nicht reinlich ist. Der listige Fuchs, dem die Dachswohnung gefällt, die er aber nicht mit Gewalt einnehmen kann, verunreinigt oft mit seinem Koth und Harn die Eingänge, und neckt sonst auf mancherley Weise den Inhaber des Loches, so daß dieser endlich aus Verdruss die alte Wohnung verläßt, und sich eine neue gräbt. Man findet solcher Dachs Löcher oft mehrere in einem kleinen Distrikt; doch lebt jeder Dachs für sich. In diesen Löchern liegen die Dachse die meiste Zeit des Tages über in Ruhe, und lassen sich nicht leicht am Tage erblicken, weil sie furchtsame und misstrauische Geschöpfe sind.

Der Dachs lebt in Monogamie, und sucht sich im November und Dezember ein Weibchen aus, zu welchem er sich aber nur während der Begattungszeit hält. Er ist gerade zu dieser Zeit am fettesten. Die Begattung geschieht des Nachts vor der Wohnung. Im Februar bringt das Weibchen gewöhnlich drei bis fünf blinde Junge zur Welt. Sie säuget dieselben, und bringet ihnen hernach, bis sie selbst für sich sorgen können, allerley Nahrungsmittel, Eier, Insekten, Würmer &c. herbey. Nach einigen Wochen führt sie ihre Kinder schon aus, und spielt mit ihnen an der Sonne vor dem Eingange ihrer Wohnung. Bis zum Herbst bleiben sie zusammen; dann müssen die Jungen eine eigene Wirthschaft für sich anfangen. Sie graben sich alsdann entweder selbst einen Kessel, oder sie beziehen auch einen leerstehenden.

Merkwürdig ist in der Oekonomie dieser Thiere ihr Winterleben. Der Dachs ist, wie gesagt, im Herbst gleichsam gemästet. Um Martini, wenn die Nächte schon ziemlich kalt zu werden anfangen, geht er nicht mehr alle Nächte aus seiner Wohnung; denn er ist sehr

fröstig. Friert es aber völlig zu, so kommt er gar nicht mehr hervor, sondern verfällt in einen Winterschlaf. Er legt sich in seiner Wohnung hin, steckt den Kopf zwischen die Hinterbeine, und die Schnauze in den Fettbeutel. Das Fett, welches sich von Zeit zu Zeit aus seinem Körper in diesen Beutel ergießt, ernähret ihn so weit, daß er nicht von Kräften kommt. Dieser Winterschlaf des Dachses ist aber doch nicht, wie bey andern Thieren, ununterbrochen, sondern er erwacht bisweilen, und geht auch, wenn Thauwetter einfällt, aus seinem Lager heraus, um zu saufen. Man findet daher im Winter auf dem thauenden Schnee seine Fußstapfen. Ist im Winter die Erde weich, und vom Schnee entblößt, so sucht er sich Wurzeln, Eicheln u. s. w.

Man stellt in unsern Gegenden dem Dachse sehr nach, und fängt ihn ziemlich leicht. Er ist nur in seinem Loche sicher; außerhalb seiner Wohnung kann er sich weder vertheidigen, noch durch Laufen der Gefahr entgehen. Man bemächtigt sich seiner auf verschiedene Weise. Aus seinem Loche sucht man ihn durch Dachshunde entweder in eine Schlinge von Eisendraht, oder auch in ein hinlänglich starkes Sacknetz zu treiben. Beides, sowohl die Schlinge als das Netz, werden vor dem einen Ausgange des Dachses befestiget. Das letztere ist so eingerichtet, daß es sich, wenn der Dachs hineinflüht, von selbst hinter demselben zuzieheth. Man kann ihn auch des Nachts, wo er auf den Fraß ausgeht, mit Hunden heßen und fangen. Oft wird er auch dadurch gefangen, daß man seine Wohnung aufgräbt. Die Hunde richtet er oft schmältig zu; er beißt gewöhnlich nach der Nase, und vertheidigt sich mit seinem scharfen Gebiß und mit seinen Krallen. Lebendig läßt er sich doch auch leicht fangen, und dann zähmen; doch sind zur Zähmung junge Thiere besser als alte. Sie können im Hause gehalten werden, wo man sie mit Fleisch, Brod, Rüben, allerley Wurzeln zc. ernähret. Sie werden dadurch nützlich, daß sie das Haus von Ratten und Mäusen und anderm Ungeziefer rein halten. Das Federvieh muß man vor ihnen in Sicherheit bringen.

Das Fleisch des Dachses wird an vielen Orten gegessen. Es hat einen widrigsüßen Geschmack, den man ihm aber durch Salz und Gewürz zu benehmen pflegt. Die Chineser halten Dachsfleisch für eine Leckerhey. In Frankreich ist man es mit Blumenkohl. Das Fett ist seiner guten Heilkräfte wegen in großem Rufe. Es wird bey innerlichen und äußerlichen Schäden angewendet. Das Fell gibt zwar kein kostbares, aber doch ein dauerhaftes Pelzwerk, welches man zu gröbern Sachen, z. B. Cofferbeschlägen, Tornistern, Jägertaschen, Pferdeklumten zc. verarbeitet.

# D e r B i e l f r a ß.

(Melos gulo.)

Der Bielfraß, der auch sonst noch *No somak* genannt wird, hat ebenfalls wie der Dachse einige Aehnlichkeit mit dem Bären, weswegen er auch von mehreren Naturforschern in das Geschlecht der Bären gesetzt wird. Indes ist er auch in vieler Hinsicht wesentlich von demselben unterschieden, und kann daher recht gut davon getrennet, und in ein besonderes Geschlecht mit dem Dachsge gebracht werden. Der Bielfraß hat, wie schon der Augenschein lehrt, in seiner körperlichen Bildung mit dem Dachsge vieles gemein; nicht weniger gleicht er demselben in seiner Lebensart. An Größe scheint er verschieden zu seyn. Gewöhnlich erstreckt sich seine Länge auf 2 Fuß und drüber. Der Kopf ist klein, und läuft in eine spizige Schnauze aus; die Augen sind sehr klein, die Ohren kurz und abgerundet; der Leib ist dicker als bey dem Dachsge; die Beine sind stark, aber kurz; der Schwanz ist hinten mit einem Haarbüschel besetzt. Das Fell des Thieres ist mit schön glänzendem Haare besetzt. Diese sind auf dem Kopfe schwarzbraun; von gleicher Farbe ist auch der große breite Flecken auf dem Rücken. Der Hals, die Seiten, die Beine und übrigen Theile des Leibes sind kastanienbraun, welche Farbe an einigen Orten heller, an andern dunkler ist. Das Fell ist sehr elektrisch.

Der Bielfraß frist zwar allerdings viel, doch verhältnißmäßig nicht mehr als jedes andere Raubthier<sup>\*)</sup>. Die Fabel, welche man von ihm erzählt, daß er nämlich so ungeheuer viel fräße, daß er hernach seinen Leib zwischen zwey dicht neben einander stehende Bäume presste, um sich wieder auszuleeren, und von neuem fressen zu können, gründet sich wohl auf nichts mehr als auf seinen Namen, der allem Anschein nach bloß aus Mißverständnis entsprang. Die Lappen nennen das Thier *Fialfrass*, welches so viel heißt als Felsenbesucher. Es ist ein Raubthier, das im Verhältniß mit seiner Größe viel Stärke und Muth zeigt. Hunde, die noch einmal so groß sind als der Bielfraß, wagen sich nicht an ihn. Er faßt den Hund, wenn er ihm zu nahe kommt, mit einer unglaublichen Wuth, und beißt ihm sogleich ganze Stücke aus dem Leibe; zerreißt ihn auch ohne sonderliche Anstrengung ganz. Sogar dem Wolfe und dem Bären ist er furchtbar, und der erstere, der sonst nichts verschmäheth, soll selbst sein Nas nicht fressen. Es scheint noch nicht so recht bekannt zu seyn, wie er seinem Raube beykommt. Seine Sinneswerkzeuge, Geruch, Gesicht und Gehör besitzt er; also wird es ihm leicht, die Thiere auszuspähen; allein laufen kann er nicht sonderlich, und eben so scheint er auch nicht sehr geschickt im Springen zu seyn. Nach eini-

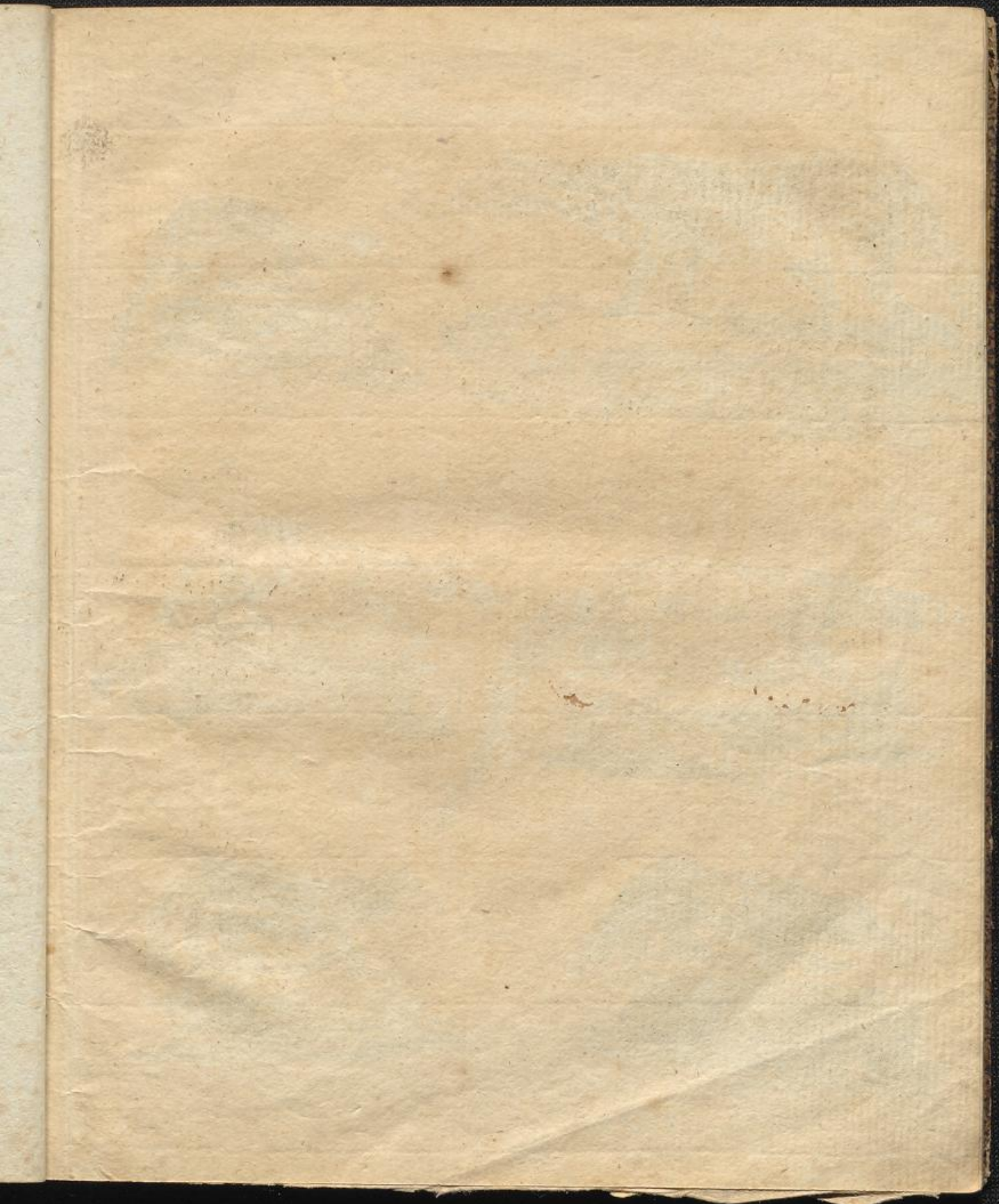
\*) Von einem, der in Dresden gesehen wurde, sagte man jedoch, daß er täglich dreyßig Pfund Fleisch verzehre, welches gerade noch einmal so viel wäre, als der Löwe bräucht.

gen Nachrichten soll er sich besonderer List und Kunstgriffe bedienen, z. B. im Winter dem Rennthiere, wenn es eben unter dem Schnee seine Nahrung sucht, unvermuthet in den Nasen springen, seine Klauen einhauen, und es so tödten. Im Sommer hingegen soll er sich sacht auf einen Baum schleichen, unter welchem Rennthiere weiden, und dann auf einmal herabspringen. Von einigen wird er so grimmig und grausam beschrieben, daß er kein Thier schont, das ihm aufstößt. Im Jorne soll er fast wie eine Katze knurren, und wenn ihn die Hunde von allen Seiten mit Gewalt anfallen, ihnen seinen Urath, der sehr dünn und stinkend ist, entgegen sprützen, wovor sie fliehen. — Er frisst nicht nur Fleisch, sondern auch Brod, Käse, Butter, Eyer und dergleichen. Den Vorathsbehältnissen der Gebirgsbewohner in den nördlichen Gegenden soll er oft viel Schaden thun. Dies kann er um so mehr, da er ein so scharfes Gebiß und so viel Stärke hat, daß er Bretter zu zersplittern und zu zernagen im Stande ist.

Das Vaterland des Vielfraßes ist das nördliche Europa, Asien und Amerika. Er hält sich in Lappland, in Sibirien zc. auf Anhöhen, in felsichten Gegenden und in dicken Wäldern auf. Dachselöcher, hohle Bäume, Felsenklüfte sind seine Wohnungen. Er bleibt fast immer in der Nähe derselben, und raubt selten in einer entfernten Gegend.

Im Januar ist die Begattungszeit. Das Weibchen wirft meist nur ein oder zwey, oder wie andere sagen, drey bis vier Junge, die es in Felsenlöchern und in dichten Waldungen verbirgt. Wenn man ein Junges findet, so kann man es mit Fleisch und vegetabilischen Nahrungsmitteln aufziehen und zähmen. Es wird ziemlich kirre, und ist, so lange es nicht gereizt wird, still und unschädlich. Läßt man es aber hungern, oder wird es alt, so fängt es an böse zu werden.

Man fängt den Vielfraß um seines schönen Felles willen, welches mit drey bis vier Kubeln bezahlt wird, auf verschiedene Art. Man schießt ihn mit stumpfen Bolzen, man stellt Fellereisen auf; auch verfolgt man ihn auf Schneeschuhen, und erlegt ihn mit Spießen.





## Viverren, oder Zibeth- und Stinkthiere.

Die Viverre oder das Stinkthier ist nur in heißen Ländern einheimisch, und theils seines starken Wohlgeruchs, theils seines abscheulichen Gestanks wegen, den verschiedene Arten davon haben, sehr merkwürdig. Folgende Thiere gehören dazu.

### Nro. 1. Das Zibeththier.

Man nannte es sonst auch die Zibethkatze, es hat aber nichts ähnliches mit der Katze. Es lebt in Arabien, Malabar, Siam und in den Philippinischen Inseln, ist  $2\frac{1}{2}$  Fuß lang, grau und schwarz von Farbe, und nährt sich von kleinen Thieren, Vögeln, Fischen, Wurzelwerk, und Früchten. Dieses Thier liefert unsern Apotheken den Zibeth, eine weiche butterähnliche, starkriechende Masse, die man zum Parfümiren braucht. Alle Viverren haben nämlich hinten unter dem Schwanz und After einen häutigen Beutel mit einer Oeffnung, in welchem sich diese schmierige, bald wohlriechende, bald äußerst stinkende Materie sammelt, und von dem Thiere herausgedrückt werden kann. Beim Zibeththier ist diese Materie wohlriechend, und heißt Zibeth, sieht erst weiß, dann gelblich, und endlich braun und schwarz aus. Sein Geruch ist anfangs überaus stark und unangenehm, so daß er Schwindel und Kopfschmerz macht, wird aber in der Folge milder und lieblicher. Der reinste und beste kommt aus Holland, besonders aus Amsterdam, wo viele Zibeththiere eigends dazu gehalten werden, um ihnen alle drey Tage den Zibeth abzunehmen. Man darf den Zibeth nicht mit dem Bisam oder Moschus verwechseln, welcher ganz etwas andres ist, und von einem kleinen Rehe herkommt.

### Nro. 2. Die Genette.

Lebt in Westasten auch in Spanien, ist nur halb so groß als das Zibeth, nährt sich vom Mäusefangen, und wird deshalb oft zahm in den Häusern gehalten. Ihr Zibethsack enthält eine Materie, die zwar keinen widrigen, aber doch so schwachen Geruch hat, daß sie nicht zu brauchen ist. Der Balg wird als ein gemeines wohlfeiles Pelzwerk von unsern Kürschnern verarbeitet.

### Nro. 3. Der Ichneumon.

Der Ichneumon, welcher wegen seines Stinkbeutels gleichfalls zu den Viverren gehört, lebt in Aegypten, und wurde schon von den alten Aegyptiern als der Wohlthäter des Landes göttlich verehrt; Er reinigt nemlich, weil er sich von Crocodileiern, Mäusen, Schlangen, Eidechsen und Fröschen nährt, Aegypten von diesen Plagen, die sich durch jährliche Ueberschwemmungen des Nils unglaublich vermehren. Man erzählte sonst von ihm, er sey ein Todfeind des Crocodils, verberge sich in dem Sande am Ufer des Nils, und kriechen dem

Erocodill, wenn es mit offenem Rachen schlafte, in den Leib und fresse ihm die Leber und Eingeweide. Allein dies ist eine Fabel; er verhindert hauptsächlich die zu häufige Vermehrung des Erocodils, indem er seine, in den Sand gelegte Eier aussucht und auffrisst. Er hat mehr Borsten als Haare am Leibe; ist sehr zahm, und wird von den Aegyptern der Mäuse wegen häufig in den Häusern gehalten.

Nro. 4. Die Manguste.

Ist auch eine Art von Ichneumon, die in Bengalen und Persien lebt, und sich sonderlich von Schlangen und ihren Eiern nährt. Sie stellt selbst der giftigsten von allen, der Brillenschlange nach. Sie kämpft mit ihr, und wenn sie von ihr gebissen wird, kaut sie gewisse Kräuter und Wurzeln, daß ihr das Gift nichts schadet.

Nro. 5. Die Coase. Nro. 6. Der Skunk.

Die eigentlichen Stinkthiere oder Musetten, wovon die Coase (oder der Izuicpatl, wie er in Mexiko heißt) und der Skunk in Nordamerika zwei Hauptarten sind, wohnen nur in Amerika und sind merkwürdig, wegen ihrer sonderbaren Vertheidigung, die sie vor allen andern Thieren voraus haben. Werden sie nemlich von einem Hunde oder Menschen verfolgt, und sie wollen sich nicht durch die Flucht retten, so wehren sie sich augenblicklich dadurch, daß sie ihrem Feinde aus ihrem Stinkbeutel einen Saft auf 6 bis 10 Ellen weit entgegen spritzen, der so entsetzlich stinkt, daß er die Luft auf 100 Schritte umher vergiftet und den Menschen und Hunden den Odem dergestalt versezt, daß sie von ihnen ablassen und die Nase in die Erde stecken müssen, wenn sie nicht ersticken wollen.

Die Coase ist 16 Zoll lang, braun von Farbe, lebt in Mexico in den Felsenklüften, und nährt sich von Vögeln und Käfern. Der Skunk wohnt in Nordamerika in hohlen Bäumen, oder in Gruben unter der Erde, und nährt sich von Vögeln. Die Wilden essen sein Fleisch und machen sich aus dem Balge Tabaksbeutel.

## Das Zibeththier.

(*Viverra Zibetha.*)

Das Zibeththier gehört zu dem Geschlechte der Viverron. Diese haben einen langgestreckten Kopf, einen langen Leib, und kurze Beine mit spitzigen Krallen an den Zehen, vermittlest deren sie nicht nur geschickt Bäume besteigen, sondern auch in der Erde wühlen oder scharren können. Die merkwürdigste körperliche Eigenheit derselben ist eine Spalte, welche sie zwischen dem After und den Geburtsgliedern haben, und an welcher sich ein doppelter Sack oder Beutel befindet, worinn sich eine starkriechende, schmierige Feuchtigkeit sammelt.

Von den übrigen Gattungen dieses Geschlechts unterscheidet sich das Zibeththier insbesondere durch den langen Schwanz, der abwechselnd mit schwarzen und weißen Ringen umgeben ist, durch die graue Farbe seines Rückens und die wellenförmigen schwarzen Streifen auf demselben. Das Thier ist größer als eine wilde Katze; es mißt von der Nase bis zum Schwanz  $2\frac{1}{2}$  Fuß, und der Schwanz hat auch eine Länge von mehr als 1 Fuß. Die Schnauze ist abgestumpft und am Ende schwarz; die Ohren sind kurz, rundlich und bedeckt. Der Kopf und Oberhals ist schmutzig weiß, mit Braun und Schwarz gemischt. Von der Mitte des Halses zieht sich ein schwarzer Streif längs dem Rücken bis zur Mitte des Schwanzes hin; ein ähnlicher Strich läuft an jeder Seite des Halses bis an die Schultern. Die Seiten sind weißgrau mit schwarzen, fast wellenförmigen senkrecht liegenden Streifen; an den Beinen gehen diese Streifen in die Quere.

Man nannte sonst dieses Thier die Zibethkatze; allein sehr ungeschicklich, denn es hat mit der Katze nichts gemein, als eine gewisse Behendigkeit in seinen Bewegungen. Mehr Ähnlichkeit hat es, wenigstens was den Kopf betrifft, mit dem Fuchse. — Es hält sich in den heißen Erdstrichen der alten Welt auf. In Ostindien, besonders auf den Philippinen, wird es häufig gefunden; auch in Afrika ist es nicht selten. Amerika hat es, nach Buffons Versicherung, erst aus jenen Erdtheilen erhalten, es ist ihm aber ursprünglich keinesweges eigen. Ob es gleich den heißen Sonnen angehört, so lebt es doch auch in kältern Gegenden. In Holland z. B. hält man sie, und nährt sie mit Fleisch, Eiern und Reis. Sie werden ziemlich zahm und gleichsam Haushiere.

In ihrem natürlichen Zustande sind sie wild, und beißen sehr scharf um sich. Im Laufe kommen sie einem Hunde gleich. Sie sind Raubthiere, und fangen und verzehren Vögel, Mäuse und andere kleine vierfüßige Thiere. Gleich dem Fuchse suchen sie sich in die Behältnisse des zahmen Federviehes einzuschleichen, würgen es, und schleppen es fort. In Ermangelung animalischer Nahrungsmittel fressen sie auch Vegetabilien, z. B. Keiß, Früchte und Wurzeln. Sie trinken wenig, und lieben auch feuchte nasse Gegenden nicht, sondern brennende trockene Sandfelder, ingleichen dürre Anhöhen sind ihnen am angenehmsten. Ihr Geschrey ist dem Knurren eines Hundes ähnlich, wenn man ihn erzürnt. In ihrer Heimath vermehren sie sich stark; in Europa aber pflanzen sie sich nicht fort.

Die schmierige starkriechende Feuchtigkeit, welche dieses Thier in seinem Beutel hat, und die nicht wie bei den übrigen Biverren stinkt, sondern einen angenehmen Geruch von sich gibt, wird in den Apotheken verkauft, und zu mancherlei Zwecken angewendet. Wenn man sie dem Thiere nehmen will, so sperrt man es in einen engen Käfig, worin es sich nicht undrehen kann, hält es sodann an dem Schwanze fest, und schöpft die Materie mit einem kleinen hölzernen Löffel hinten aus dem Beutel heraus. Dies kann man wohl zwey bis drey mal in der Woche thun. Je besser man das Thier füttert, desto mehr Zibeth liefert es. Der Zibeth ist anfangs weiß und so dick wie Honig, hernach wird er braun und endlich schwarz. Man muß ihn in ein Gefäß sorgfältig verwahren, weil sich sonst der Geruch leicht verliert. Von frischem Zibeth ist der Geruch so heftig, daß er Schwindel und Kopfweh erregt; nach und nach wird er aber immer milder und angenehmer. Das Thier dünstet ebenfalls den nehmlichen Geruch stark aus, und man kann daher in der Nähe desselben, besonders an einem eingeschlossnen Orte, nicht lange ausdauern. Wenn man es reizt, so nimmt die Heftigkeit des Geruchs zu, und wenn das Thier geängstigt oder sonst erhitzt wird, so fängt es an in Schweiß zu gerathen. Dieser Schweiß wird, weil er eben so riecht wie Zibeth, und wirkliche Zibeththeilchen zu enthalten scheint, gesammelt, und unter den ächten Zibeth gemischt. Der Beutel wird den Thieren beschwerlich, wenn sie sich in Menge gesammelt hat. Vermittelst einiger Muskeln sind sie daher auch im Stande, den Beutel zusammenzupressen und den Ueberfluß herauszudrücken.

Der Zibeth, welchen man aus Ostindien und aus der Levante erhält, ist nicht so rein, wie der holländisch-europäische. Jener wird gewöhnlich mit allerley Pflanzsäften vermischt. Chemaleß pflegten die süßen Herren und Damen sich und ihre Kleider, ingleichen den Haarpuder damit zu parfümiren; dieser Gebrauch ist heut zu Tage ziemlich aus der Mode gekommen, so wie auch der Gebrauch des unvermischten Zibeths in allerley krankhaften Zufällen. Er wird jetzt in der Medizin nur noch mit andern Substanzen vermischt gebraucht; denn für sich ist er zu hitzig und angreifend. Daß das Fleisch des Thieres gegessen werde, findet man nicht.

## Die Genette.

(*Viverra genetta*.)

Die Genetta, welche viel kleiner ist als das Zibeththier, hat einen spitzigen Kopf, einen schlanken Leib und sehr kurze Beine. Ihr Fell ist mit sanften daunenartigen Haaren besetzt. Es hat zum Grunde eine schöne glänzend aschgraue Farbe. Auf diesem Grunde finden sich schwarze Flecken, welche an den Seiten in ziemlicher Ordnung stehen. Der lange Schwanz ist schwarz und weiß geringelt. Auf dem Rücken laufen die schwarzen Flecken so dicht zusammen, daß sie fast lange Streifen bilden. Das Haar auf dem Nacken ist etwas verlängert, so daß es eine Art von Mähne bildet. An demselben Orte, wie bey dem Zibeththiere, hat auch die Genette einen Beutel, in welchem sich ebenfalls eine gewisse Feuchtigkeit sammelt, die bisamähnlich, aber viel schwächer riecht als der Zibeth. Der Geruch verschwindet auch bald.

Sowohl in der äußern Bildung als im Betragen hat die Genette vieles mit dem Steinmarder gemein. Sie ist wild, läßt sich aber doch leicht zähmen. Man findet sie besonders häufig in der Levante, sparsamer in Spanien, Frankreich und der europäischen Türkei. Feuchte niedrige Gegenden sind ihr Aufenthalt. Sie lebt vom Ratten- und Mäusefangen, und frist auch Vögel, wenn sie sie haben kann. Dem Federvieh trachtet sie eben so eifrig nach als der Marder. Des Mäusefangens wegen hält man sie in Asien, in Constantinopel und in Spanien zahm wie Katzen in den Häusern.

Die Felle werden wegen ihres feinen und weichen Haares bisweilen theuer bezahlt.

## Der Ichneumon und die Manguste.

(*Viverra ichneumon*.)

Wir verbinden die in den Abbildungen Ichneumon und Manguste genannten Thiere, weil beyde eine Gattung ausmachen, und nur in einigen nicht wesentlichen Stücken von einander unterschieden sind. Beyde führen den Namen Ichneumon oder Pharaostraxen. Buffon nennt sie Manguste. Er meint, daß die Verschiedenheit in der Farbe und Größe des Ichneumons vermuthlich daher komme, weil man sie in Egypten als Hausthiere hält. Nun aber ist bekannt, daß fast alle Thiere durch die Domestication ihre Farbe nicht nur, sondern

auch ihre natürliche Größe verändern. Die unter dem Namen Ichneumon abgebildete nennt Buffon eine große Manguste. Sie hat eine dickere, nicht ganz so lange Schnauze als die kleinere, welche unter dem Namen Manguste abgebildet ist. Jene hat ferner ein starrereres und nicht völlig so langes Haar, längere Nägel, einen längern und zottigern Schwanz, und die Farbe ist weißgrau.

Die kleinere oder die Manguste ist mehr rostfahl; doch an vielen Stellen auch weißgrau; vom Halse bis zum Schwanz hat sie schwarze Querstreifen.

Die Länge dieser Thiere ist überhaupt ungefähr von 20 bis zu 22 Zoll; allein es haben einige auch nur 14 bis 16 Zoll in der Länge, ohne den Schwanz. Dem Baummarder kommen sie in der Größe am nächsten, und haben auch in andern Stücken Ähnlichkeit mit ihm. Das Haar ist bey allen ziemlich struppig und steif, so daß es fast den Borsten gleicht.

Das Naturell des Ichneumons ist sehr wild und unbändig. Sie sind in ihrer Art grimmige Raubthiere, denen es bei ihrer unbeträchtlichen Größe gar nicht an Muth gebricht. Sie fürchten sich weder vor Hunden noch vor Katzen, und machen auf alle lebendige Geschöpfe ohne Unterschied Jagd, wenn diese ihnen nur nicht an Kräften überlegen sind. Mäuse, Katzen, Vögel, Schlangen, Kröten, Frösche, Eidechsen, Insekten ic. Auch Eyer sind ihre Nahrung. Man sagt, daß ihnen der Biß giftiger Nattern nichts schade, und daß sie dieselben muthig angreifen und fressen. Wenn der Ichneumon von einer giftigen Schlange verletzt wird, so frist er, wie man sagt, eine gewisse Wurzel, die von der Ophiorrhiza mungos kommt, und diese Wurzel sichert ihn gegen die schädlichen Folgen des Bisses. Eine Kaze zu würgen, soll dem Ichneumon leicht seyn, ob er gleich um nichts, oder nicht viel größer ist. Er schleicht, ohne das mindeste Geräusch zu machen, und richtet wie die Kaze seinen Gang nach den Umständen ein, zieht bald den Leib zusammen, bald dehnt er ihn aus. Der Laut, welchen er von sich gibt, ist ein schwaches Gemurr; nur wenn man ihn reizt und schlägt, schreyt er hell auf. Auch er hat wie die übrigen Diverren einen Beutel, in welchem eine schmierige Feuchtigkeit zusammenfließt.

Die Heymath des Ichneumons ist das ganze südliche Asien bis Java hinunter. In Egypten sind sie besonders sehr zahlreich. Doch sollen sie nicht so häufig, wie bey uns die Katzen, zahm gehalten werden, denn sie thun dem Geflügel großen Schaden. Uebrigens ist der Ichneumon in Egypten eine große Wohlthat der Natur. Da bey den jährlichen Nilüberschwemmungen eine ungeheure Menge Amphibien und Insekten im Schlamm, der nach der Ueberschwemmung zurückbleibt, ausgebrütet und ernährt wird, welche, wenn sie faulten, die Luft verpesteten und Seuchen verursachen würden, so kommt den Egyptern der große Appetit des Ichneumons hier trefflich zu statten. Eine bekannte, längst widerlegte Fabel ist, daß der Ichneumon dem schlafenden Krokodil in den Rachen bis zum Magen krieche, ihm die Eingeweide zerfresse, und sich sogar mitten durch den Leib des Krokodil einen Weg bahne, und

ohne Schaden wieder herauskomme. Den Eyern des Krokodils stellt er nach, und scharrt sie aus dem Sande hervor; doch soll nicht eigentlich er, sondern eine Schildkröte die meisten Eyer und Jungen des Krokodils wegessen.

Ehemals verehrte man den Ichneumon in Egypten seiner Dienste wegen, die er durch Vertilgung schädlichen Ungeziefers dem Lande leistet, göttlich, und tödtete keinen. — In unserm Klima und selbst in dem wärmeren französischen hält er sich nicht, weil er zu zärtlich gegen Wind und Kälte ist.

## D i e C o a s e.

(*Viverra vulpecula.*)

Dieses Thier hat von der Schnauze bis zum Schwanz eine Länge von ungefähr 16 Zoll. Die Schnauze ist dünn; die Ohren sind klein, die Beine kurz, und die Zehen sind mit spitzen Krallen versehen. Das ganze Fell des Thieres ist dunkel kastanienbraun. Es hält sich in der Erde und in Felsenklüften auf. Seine Nahrung besteht in Käfern, Würmern und kleinen Vögeln. Wenn es auf einen Hühnerhof kommen kann, so wird alles Geflügel erwürgt; aber es frisst davon nichts als das Gehirn. Es ist nur in Amerika, und zwar in den gemäßigten Gegenden desselben, in Neuspanien, in Carolina, Luistana u. zu Hause.

Das merkwürdigste an diesem Thiere ist der unausstehliche Gestank, den es von sich gibt, wenn man es reizt, oder wenn es plötzlich erschreckt wird. Dieser Gestank dient dem Thiere zur Vertheidigung. Kein Hund wagt sich gern an dasselbe, und wenn man ihn darauf zuhebt, so jagt er zwar dem Thiere nach, und dieses entflieht auch, und sucht sich auf einem Baum zu retten. Ist es aber nicht im Stande, ihm zu entkommen, so läßt es auf einmal seinen Urin von sich, der einen so fürchterlichen Gestank verursacht, daß der Hund stutzt und fortläuft. Eben dieses Rettungsmittel gebraucht es gegen Angriffe von Menschen.

## D e r S t u n k.

(*Viverra putorius.*)

Dieses ist das eigentliche Stinkthier, welches an Größe dem Hausmarder gleicht. Die Farbe des Felles ist schwärzlich mit Weiß vermischt. Längs dem Rücken und den Seiten

laufen fünf ganz weiße Streifen vom Kopfe nach dem buschichten Schwanz zu. Das Thier wohnt in Nordamerika, und nährt sich von Vögeln, Insekten und Früchten. Es schleicht sich auch bisweilen in die Wohnungen der Menschen ein, um des Fraßes willen. Der Gestank, den es verbreitet, wenn es gereizt oder geängstigt wird, soll unbeschreiblich seyn. Ein Mensch, welcher mit dem stinkenden Urine des Thieres besprengt wird, hat lange den unleidlichen Gestank an sich, so sehr er sich auch reinigen und waschen mag. Er ist dann aus aller Gesellschaft und vom Umgange mit Andern gleichsam verbannt. Kommt auch nur ein kleines Tröpfchen davon auf die Kleidung, so muß man gewiß einen Monath warten, ehe sich der Gestank gänzlich verliert. In den Gehölzen, wo sich das Thier aufhält, riecht man es schon in weiter Entfernung. Jemand, der in Amerika lebte, erzählt von diesem durchdringenden Geruche folgendes: „Einst kam zur Nachtzeit ein Stinkthier (eigentlich eine Coase) in die Meyerey, wo ich wohnte. Die Hunde machten Lärm, und verfolgten es. In dem Augenblicke entstand ein so fürchterlicher Gestank, daß ich es in meinem Bette kaum aushalten konnte; die Kühe brüllten erschrecklich. Auf eben dieser Meyerey schlich sich ein solches Thier in den Keller, ließ aber nicht den mindesten Gestank spüren, so lange man ihm nichts zu Leide that. Als es aber von einem Frauenzimmer getödtet wurde, entstand im ganzen Keller ein solcher Gestank, daß das Frauenzimmer einige Tage krank war, und alles Getränk, alle Speisen, die im Keller standen, mußten weggeschüttet werden.

Dessen ungeachtet macht man das Thier zahm, und läßt es den entsetzlichen Gestank nicht vom sich, wenn man es nicht neckt und reizt. Die Wilden essen sogar das Fleisch von diesen Thieren, nachdem sie vorher denselben die Stinkblase abgeschnitten haben. Kalm versichert, daß er Europäer gekannt habe, die das Fleisch gegessen, und es wohlschmeckend gefunden hätten. Die Haut benutzen die Wilden zu Beuteln. Wegen des unerträglichen Gestanks nennt man dieses und andere Stinkthiere in Amerika Teufelskinder.

ier  
ht  
es  
in  
li  
er  
is  
ch  
s  
n  
n  
n  
e  
n  
e